In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" •

Nr. 210 | Posen, den 13. September 1929 | 3. Jahrg.



(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Wirklich? Nun, da werde ich umkehren und mich ins Bett begeben . . ."

„Und morgen nicht abreisen. Denn glauben Sie mir, junger Freund, es gibt keine Sache, die übermorgen nicht ebenso gut gebessert werden könnte, als heute oder morgen."

Endlich. Mit kleinen hüpfenden Schritten entfernte sich der Alte, damit einer dringend geäußerten Bitte entsprechend. Langsam kehrte der Baron in das Hotel zurück. Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, ob er nicht auf der Reede von Monaco — anstatt nach Berlin — mit einem der neununddreißig Dampfer der White Star Line oder der Canadian Pacific, etwa mit der „Adriatic", die in den allernächsten Tagen einlaufen mußte, in die Ferne untertauchen sollte . . . für immer!

Aber der blitzartig auftauchende Gedanke vermochte nicht zu haften.

Er wurzelte mit jeder Faser in seinem Deutschland. Das, was er in einer ihm nicht mehr verständlichen Verwirrung begangen hat, entbindet ihn noch nicht von dem freiwillig geleisteten Treuschwur, der sich zum Dienst am Vaterland verpflichtet. Dies Treugelöbnis wird nur mit seinem letzten Atemzug eingelöst. Solange blieb die Verpflichtung bestehen. Ja . . . er fühlte deutlich, daß sie durch das furchtbare Geschehnis noch gewachsen ist . . sich verdoppeln . . . verdreifachen . . . ins Unendliche schließlich steigern muß. Was bedeutet im Grunde genommen dann auch der Name? Ein Aushängeschild, das freilich sein muß, damit sich die verschiedenen Käufer von fremder Kraft, fremdem Rat und fremden Ideen leichter zurecht finden . . . Sonst nur einen Klang, dem einzig der Träger — der einzelne — die Bedeutung aufprägt . . . Er fror wieder. Seine Knie zitterten. Ein ohnmächtiges Gefühl von Hunger brannte in ihm. Daran merkte er erst, daß er seit gestern keinen Bissen zu sich nahm. Das Qualvollste aber — die Reue über das Begangene — war verschwunden. Ein gespannter starker Wille, der diesmal noch alle körperliche Schwächen überwand, sammelte sich zur neuen Gestaltung seines äußeren Lebensrahmens. Im Grunde genommen war der bedeutungslos. Lediglich Gewohnheit und Sitte stempelten ihn zur Wichtigkeit. Die harte Weisheit eines alten Dichters, die ihm in allen früheren schweren Zeiten zum Stab geworden, stützte ihn wieder:

„Wer nicht geschunden wird, wird nicht gescheit!"

Damit schloß er seine Vergangenheit ab. Das kläglich dünne Sterbeglöckchen des unglücklichen Vaters behielt Recht:

„Friedrich Laßberg war tot! — Sanft ruhe seine Asche!"

* * *

„Wo der wohl schon am frühen Morgen und noch dazu im D-Zug zu diesem prima Rausch gekommen ist", wunderte sich der Führer der Kraftdroschke, welche Jürgen von Kerst — auf dem Anhalter Bahnhof angelangt — bestieg. Dieser Zustand war böser als alle Nachwirkung unmäßigen Alkoholgenusses. Er entrückte Kerst im Augenblick sogar seiner Verpflichtung, an das Gepäck zu denken. Der gemütliche Träger sorgte aber väterlich und verständnisinnig für alles.

„Na . . . wohin wollen wir uns denn nun einschiffen", versuchte der Chauffeur das Ziel dieser Fahrt zu erkunden. Der Befragte hatte aber stark die Empfindung, als drehe sich das Karussell, dem er sich anvertraute, viel zu schnell. Er war um die Antwort verlegen. Schwindelgefühl — Uebelkeit und Angst vor einem Sturz in die Tiefe, der ihm beschlossen erschien, verwirrten ihn.

„Ich kann nicht mehr", stöhnte er heraus.

„Ein außerordentlich steifer Mokka und ein paar Kognaks werden besser helfen, als saurer Hering oder kalte Umschläge mit Zanke von Mutter", folgerte der Chauffeur, kurbelte kurz entschlossen den Motor an, fuhr los und lenkte, als es so weit war, zu Café Josty hinüber.

Diese Mittel erwiesen sich in der Tat als ausgezeichnet. Die wilden Drehungen verlangsamten sich, um schließlich aufzuhören. Die Furcht vor dem Zerschmettertwerden in bodenloser Tiefe verlor sich gleichfalls. Nur die Uebelkeit verblieb. Immer besann sich Jürgen von Kerst jetzt wieder ganz genau auf das, was er vorhatte.

„Fahren Sie mich zur Deutschen Bank in der Mauerstraße und warten Sie auf mich", gebot er. Denn das Geld, von dem er bereits unterwegs im Auftrag des verstorbenen Friedrich Laßberg zur Deckung der für Andreas Triffberg geleisteten Bürgschaft die volle Summe an den Geldgeber überwiesen hatte, mußte vor allen Dingen, bis auf eine Kleinigkeit, in Sicherheit gebracht werden. — Damit verging eine geraume Zeit. In den geschlossenen Räumen der Bank wandelte ihn abermals ein Trennungsgefühl von dem sicheren Boden, auf dem er doch stand, an. Ein neben ihm vor dem nämlichen Schalter harrender Kunde schob ihm zur rechten Zeit einen Stuhl unter. — Aber auch diesmal ging es verhältnismäßig schnell vorüber . . . um wiederzukommen, ihn zu würgen und zu peinigen, als er seinen Namen — zum erstenmal den neuen Namen — schreiben sollte. — — — Er hatte noch allerhand Wichtiges zu erledigen vorgehabt. Das mußte unterbleiben. Ihm blieb nichts übrig, als nunmehr ungesäumt in seine Wohnung — Dorotheenstraße — zu fahren. Die Schlüssel besaß er ja! Irgendwelche neugierige Fragen von Domestiken hatte er nicht zu fürchten. P. A. Krumbholz belobte ihn ausdrücklich wegen der Entlassung des Dieners in seinem sonst nur tadelnden Brief. Immerhin könnte es möglich sein, daß der Zufall jemand aus der Familie seiner . . . Braut — vielleicht gar diese in eigener Person — zu der Stunde seiner Ankunft in sein Junggesellenheim führte. Denn, obschon Krumbholz keinerlei Ankunftsmeldung von ihm erhalten, mochte er die Rückkehr des Schwiegersohnes dennoch in diesen Tagen erwarten und die Braut ebenso. Vielleicht wurde gerade, als er dies entsetzt in Betracht zog, eine Vase von ihr mit Rosen gefüllt . . . Das Unbehagen, diese Wohnung bereits in der nächsten halben Stunde betreten zu müssen, verschärfte sich zum Grauen. Er fühlte sich zurzeit auf keinen Fall der Rolle gewachsen, die durchzuführen doch Lebensbedingung für ihn geworden war.

„Fahren Sie mich noch nicht sogleich zur Dorotheenstraße," rief er, jedes Wort mühsam formend, dem Chauffeur zu.

„Wohin denn nun aber," ratschlagte er sorgenvoll.

„Mir völlig gleich. Nur langsam . . . müssen wir voran — ganz langsam . . ." Damit griff er in die Tasche und schob jenem einen scheinbar bereitgehaltenen Zwanzigmarkschein nach vorn.

Die Braut des Chauffeurs war in der Ziegelstraße beschäftigt. Mehrmals auf seinen Fahrten, als der Führer des Wagens dies nicht in Betracht gezogen, hatte er sie — — mit Netz und Markttasche — leichtfüßig in dem Gewühl des Verkehrs erspäht. Gar zu gern hätte er heute mit ihr für einen der nächsten Abende eine feste Verabredung getroffen. Deshalb nahm er den Weg dorthin. Unhörbar sanft glitt der Wagen über die stolze Monbijoubrücke. Der hoheitsvolle Kuppelbau des Kaiser-Friedrich-Museums warf einen dunkel irrenden Schein nach dem Wasser hinüber. Das ehemalige Kasino des fast schon zur Sage gewordenen Kaiser Alexander-Garde-Grenadier-regiments — mit den einstigen Kasernen zur Rechten — zeigte

seine niederen, ehrwürdig und altertümlich wirkenden Umrisse. Ein Stück traditioneller Vergangenheit, das der Gegenwart geschickt angepaßt war, glitt vorüber. Vor der Kaserne, dem Heim der Schupo, standen jetzt ein paar blonde, kraftvolle Polizisten, die unbedingtes Vertrauen in die öffentliche Sicherheit einflößten.

Die untere Fensterreihe des einstigen Kasinos zeigte eine modern eingerichtete Schreibstube. Es war alles in Ordnung, nur die leichtfüßige Liebste wollte sich heute nicht zeigen. Hinter der Brücke begann das Gewirr alter Straßen. Wild brandete der von allen Seiten zusammenlaufende Verkehr. Krankenwagen rollten auf weichem Gummi ihren Zielen entgegen. In der Luft hing ein unbestimmbarer Geruch. Ein Gemisch aus brodelndem Tee, unverkauft gebliebenen Fischen — fauligen Gemüseabfällen und Desinfektionsmitteln jeder Art. Die Kolosse der Kliniken standen nahe beieinander. Aus einem mächtigen Schornstein schwoll dicker, schwarzer Rauch gen Himmel. „Das ist hier die Frauenklinik," glaubte der Chauffeur erklären zu müssen, „da hat im vorigen Jahr meine Lene lange liegen müssen."

Dafür schien sein Fahrgast keinerlei Interesse zu haben. Beleidigt sparte sich der Gutmütige weitere Erklärungen und nahm ein schnelleres Tempo, bis er, hart hinter seinem Rücken, ein deutliches Röcheln vernahm.

Jürgen von Kerst war zur Hälfte von seinem Sitz herabgeglitten. Das Röcheln entrang sich seinen schmerzverzogenen Lippen. — Blitzschnell überlegte der erschrockene Chauffeur: „Eine Unfallstation, in die er von rechts- und linkswegen eingehörte, ist nun ja die Universitätsklinik gerade nicht. Aber sie sind da keine Unmenschen. Der alte Geheimrat Gold auf der III. Medizinischen hat mich schon zweimal vom Tod errettet. Der ist wirklich von reinem Gold. Und die Oberschwester — sie hat sich zwar nun auch einen Bubikopf schneiden lassen, was meine Lene nicht darf . . . aber ihr Herz ist gut, und klug ist sie sehr . . . Wo soll ich denn wohl sonst auch mit dem Unglückswurm hin? — Man los — man los . . ." — und er wendete und lenkte seinen Wagen dorthin. — — —

So durfte Jürgen von Kerst für eine Weile von dem Wirbelsturm ausruhen, in den ihn jene Abendstunden von Monte Carlo gerissen hatten.

* * *

P. A. Krumbholz wartete, seiner Gewohnheit entgegen, die Morgenpost daheim ab. Seine Frau, die sich dadurch irgendwie unfrei fühlte, mißbilligte dies in ihrer kühlen mitleidslosen Art.

„Unbegreiflich, wie du, der kluge Kaufmann, noch auf einen Brief von Kerst warten kannst."

P. A. Krumbholz, unlängst sechzig Jahre geworden, verzog keine Miene, obschon es ihn empörte, daß er sich durchschaut sah. Sein glattrasiertes, grobgeschnittenes Gesicht wirkte wie die nicht vollendete Arbeit eines Bildners, der vorzeitig die Lust an diesem Schaffen verlor.

„Was hat meine, übrigens heute zum erstenmal von dir hervorgehobene kaufmännische Befähigung mit unserm Schwiegersohn zu tun, beste Adelheid?"

„Sie war zur Feststellung eines dir unterlaufenen Rechenfehlers absolut notwendig."

„Könntest du mir diesen Fehler vielleicht beweisen?"

„Wenn du mich zu Ende sprechen läßt, hoffe ich das." Er zog die Uhr.

„Fünf Minuten kann ich dir dazu bewilligen."

Ihr in dem letzten Jahrzehnt zur Ueberfülle neigender Körper straffte sich. „Du hast gehofft, dir in Kerst ein Geschöpf ganz nach deinem Willen herauszubilden, Krumbholz . . . außerdem die Firma durch das spätere Anfügen seines Namens zu heben. Natürlich war dir das Letztgenannte die Hauptsache."

„Ich hoffte stark, du würdest Neues vorbringen. Dies hast du mir schon sehr oft gesagt."

„Laß mich gefälligst zu Ende sprechen, Paul Albert." Er zuckte nervös zusammen, wie stets, wenn sie ihn mit seinen beiden Taufnamen benannte. Seine kurze, gedrungene Gestalt, an der die Arme mit den breiten dicken Händen zurzeit automatisch wirkende Streckbewegungen ausführten, schien ins Wanken zu geraten. Mit leichtem Spott fuhr sie fort:

„Nun, dein Geschöpf — deine Puppe sozusagen, oder auch nur dein williger Handlanger, ist er nicht geworden. Er tut nach wie vor, was ihm behagt. Daß du ihm das verstattest, war von Beginn an der Fehler, der seine natürlichen Auswirkungen zeigen mußte."

Noch hielt er sich im Zügel. Aber es wurde ihm bitter schwer. Lediglich der Reiz, wieder einmal festzustellen, wie unfaßbar fremd im Innersten er dieser Frau geblieben war, verhalf ihm zur Beherrschung. Sein Gesicht wurde maskenhaft starr, als er sagte:

„Diese Ansicht wirkt aus deinem Munde beinahe grotesk. Gerade bei dir hatte ich volles Verständnis für diese meine Eingewöhnungsmethode vorausgesetzt."

„Wieso . . . gerade bei mir?"

„Nun . . . ich stehe doch außerhalb eurer Kreise! Nicht wahr, das hat dich die Zeit deiner Ehe — diese zweiundzwanzig Jahre des gesellschaftlichen Abstiegs für dich — niemals vergessen gemacht. Kerst's Kreis ist sozusagen auch der deine. Da hättest du eigentlich wissen müssen, daß man edle Pferde anders trainiert, als den gemeinen Last- und Ackergaul, zu dem du — nun, ich sehe wahrhaftig nicht ein, weshalb man bei einem ungewöhnlichen tete-a-tete mit seiner Frau unaufrichtig sein sollte — mich immer noch und trotz allem, zählst."

„Du spottest natürlich, Paul Albert."

„Nimm's wie dir's beliebt. Mich kränkt nichts mehr. Aber nun gefälligst zu dem, was ich meinen zweiten Rechenfehler nennen müßte. Du wähnst neuerdings anscheinend, daß es nicht mehr zu dieser Namensanfügung oder Veredelung des Vorhandenen kommt . . ."

„Davon halte ich mich allerdings überzeugt." — Ihre Sicherheit verblüfft ihn jetzt doch. Er war nicht mehr so maskenhaft gleichmütig.

„Dann bist du eben besser orientiert, als ich. Vielleicht durch ihn selbst?"

„Nein . . . ich kann mich Kersts Vertrauen ebensowenig rühmen wie du, Paul Albert. Ich fühle nur sehr lebhaft, daß die Zeit nicht mehr fern ist, in der du dir einen besser klingenden Namen als den seinen für die Firma wünschest."

„Willst du etwa damit sagen, daß Kerst etwas Unanständiges tun könnte oder gar getan hat?"

„Das liegt mir fern. Ich bitte dich, stelle dich etwas weniger taub und blind. Sollten dir die auffallenden Bemühungen des spanischen Grafen um unsere Tochter wirklich entgangen sein?"

„Dieser aalglatte Lebemann mag ein nettes Abenteuerleben hinter sich haben."

„Wiederum schlecht unterrichtet. Er ist der einzige Sohn eines sehr reichen Granden und im Besitz eines Guthabens auf einer Berliner Großbank, das selbst dir — weil lediglich als Verbrauchssumme für seinen Berliner Aufenthalt gedacht, imponieren würde. Zudem ist er in jeder Beziehung ein untadeliger Ehrenmann, wie ich zuverlässig herausgebracht habe."

„Fabelhaft! Und just dieser Kavalier sollte deine Ruth — du verzeihst mir das Beiwort, aber ich muß ja leider, ganz ohne Anteil an dieser deiner Tochter aus erster Ehe fühlen — zur Spanierin erheben wollen?"

„Wer denkt denn an Ruth? Ich bitte dich — dieser gedankliche Sprung ist köstlich naiv. Ruth steht hinter dem medizinischen Staatsexamen und wird bestimmt genau so halsstarrig, wie sie ihr Studium erzwungen hat, nach Ableistung ihres Jahres als Medizinal-Praktikantin auch ihre Niederlassung in einem sonst streng von jedem Kultivierten gemiedenen Nest ertrotzen. — Ich spreche natürlich von Anita . . ."

Er machte eine Bewegung mit dem Munde, als wenn er etwas Ekles schmecke.

„Was du nicht sagst? Anita — Kersts Braut, also. Und das empfindest du als in deinen Kreisen üblich, wenn sich ein Mädchen zuerst einem sozusagen an den Hals hängt und dann, noch ehe es von diesem frei ist, zu dem andern übergeht . . ."

„Anita ist natürlich immer noch in die famose Figur ihres Jürgen verliebt — und stolz auf seine hervorragenden sportlichen Leistungen . . ."

„Aber denn, zum Donnerwetter, ein „Aber" muß doch dabei sein . . ."

Sie ließ seinen Zornesausbruch ungerügt. Ihr lag daran, ihn für ihre neuesten Pläne günstig zu stimmen.

„Ganz recht. Das hast du richtig empfunden . . . aber . . . sie hat allmählich erkennen müssen, wieviel sie trotzdem in ihrer Verlobungszeit entbehren mußte. Das genügt vorerst."

Er sah sie scharf an.

„Kannst du nur einmal ganz ehrlich sein, Adelheid? Dir selbst nichts vorgaukeln. Denn mir, das gehört sich überhaupt für einen derartig emporgezogenen Kerl, wie ich einer bin, nicht anders. Hast du es bei dir bereits beschlossen, daß um dieses spanischen Grafen willen der Baron abgeschafft wird?"

„Ja," sagte sie laut und knapp.

(Fortsetzung folgt.)

Aufgepaßt! Gaunertricks!

Von K. E. Reinwald.

Tagtäglich fallen zahlreiche Menschen in die Hände von Gaunern und werden nicht selten schwer geschädigt. Die Opfer sind keineswegs immer unerfahrene, sondern oft auch recht gewitzte Leute, aber die Gauner ersinnen nun einmal ständig neue Tricks. Es müßte ein Lehrbuch geben, in dem alle Gaunertricks aufgezeichnet sind. Erst dann, wenn sie sich diese eingeprägt hätten, wären sie vor ihnen gesichert.

Da es ein solches Buch nicht gibt und vorläufig auch nicht geben wird, seien hier einige der raffiniertesten Gaunertricks wiedergegeben.

1. Trick. (Bei Sterbefällen): Der Gauner kundschaftet bei den Hinterbliebenen aus, wann der Verstorbene beerdigt wird. An diesem Tage erscheint er morgens früh vor dem Sterbehause und wartet, bis die Hinterbliebenen die Wohnung verlassen und zur Beerdigung gehen. Sobald dies geschehen ist, ist für ihn die Zeit da, wo er ungestört in die Wohnung einbrechen kann, denn meistens befindet sich selbst das Dienstpersonal bei der Beerdigungsfeier.

Man tut deshalb gut, wenn man in solchen und ähnlichen Fällen stets irgend jemanden in der Wohnung zurückläßt.

2. Trick. (Erfundene Unglücksfälle): Der Gauner kundschaftet bei wohlhabenden Leuten aus, wo das Familienoberhaupt außerhalb der Wohnung tätig ist. Weiß er das, so telephoniert er eines Tages dessen Gattin an, sie möchte sofort ins Krankenhaus kommen, ihr Mann sei von einem Kraftwagen (oder dergleichen) angefahren und soeben bewußtlos ins Krankenhaus eingeliefert worden. Sofort nach dem Gespräch beobachtet er das Haus seines Opfers. Hat es die Wohnung verlassen und befindet es sich schon einige Zeit unterwegs, so ruft er nochmals in der Wohnung an, um festzustellen, ob sich dort noch jemand aufhält. Wenn sich niemand meldet, macht er sich sofort ans Werk, die Wohnung aufzubrechen und auszuplündern.

In solchem Fall ist es am besten, wenn man erst sorgfältig die Angaben des Telephonierenden prüft, und nicht kopflos forteilt. Niemals lasse man aber die Wohnung leerstehen!

3. Trick. (Bei geöffneten Wohnungsfenstern): Im Sommer, wenn es gerade dunkel geworden ist, sucht der Gauner mit Vorliebe die Hinter- und Vorderseiten der besseren Häuser nach geöffneten Fenstern ab. Findet er ein solches Haus, so wirft er durch das Fenster einen Stein, um so zu prüfen, ob sich jemand im Zimmer oder in der Nähe aufhält. Wenn sich auf das Gepolter niemand sehen läßt, klettert er am Hause hoch und durch das Fenster ins Zimmer, d. h. wenn es nicht zu hoch liegt, und stiehlt im Nu, was nur erreichbar ist. Oft plündert er dann auch noch die angrenzenden Zimmer aus, auch wenn der Besitzer zu Hause ist. Hören kann man den Gauner ja nicht, denn er geht auf Strümpfen.

Gegen diesen Trick schützt man sich am besten, wenn man abends die Fenster schließt, oder sie nur dann öffnet, wenn man sich in ihrer Nähe befindet.

4. Trick. (Bei Geldsuchenden): Der Gauner läßt in einer großen Tageszeitung folgendes Inserat erscheinen:

„Verleihe gegen Sicherheit (Faustpfand) und niedrige Zinsen kleine und große Beträge. (Adresse des Aufgebers.)“

Leute, die auf dieses Inserat hin zu ihm kommen, läßt er vor allem erst ihre Faustpfänder, auf die er es abgesehen hat, vorzeigen. Hat das Faustpfand keinen großen Wert, vertröstet er den Geldsuchenden auf die nächste Woche. — Sobald aber jemand kommt, der ein Pfand von hohem Wert vorlegt, so prüft der Schwindler es scheinhalber zunächst auf seine Echtheit und billigt dem Besucher die gewünschte Summe zu. Er zahlt aber nicht in bar, sondern, wie viele ehrliche Geldgeber, mit dem Scheck. Dankbar drückt sein Opfer ihm die Hand, läßt sein Wertobjekt zurück und eilt glücklich zur Bank. Auf der Bank sagt man ihm, daß der Scheck leider nicht gedeckt sei. — Sofort geht es zurück zum Geldgeber, aber der ist nicht mehr zu finden. Längst hat er das Weite gesucht und vielleicht das Wertobjekt schon zu Geld gemacht.

Wie gegen jeden Trick kann man sich auch gegen diesen schützen, und zwar dadurch, daß man sich beim Geldleiher nur Bargeld geben läßt oder sich, bevor man ihm das Pfand anvertraut, bei einer Auskunftei nach dem Betreffenden erkundigt.

5. Trick. (Bei Zimmervermietungen): Diesmal läuft der Gauner wieder von Haus zu Haus, bis er ein Mietszimmer findet, das über einem Geschäft liegt. Natürlich gefällt es ihm sehr gut, und er zahlt der Wirtin die Hälfte der Monatsmiete an. Gegen Abend erscheint er, in der Hand einen Koffer; er begibt sich in sein Zimmer, schließt von innen ab und tut, als packte er seine Sachen aus. In Wirklichkeit schneidet er vorsichtig ein großes Loch in den Fußboden, läßt sich dann in das Geschäft hinunter und eignet sich das Wertvollste an. Am nächsten Tage sehen der Geschäftsbesitzer und die Wirtin die Bescherung. Der Gauner ist bereits über alle Berge.

Gegen diesen Trick kann man sich sehr leicht dadurch schützen, daß man sich bei dem Einzug seines Untermieters den letzten Abmeldeschein verlangt und sich vielleicht noch einen Ausweis zeigen läßt. Oder, was entschieden ratsamer ist: man vermiete nur an wirklich zuverlässige Mieter, über die man sich vorher erkundigt hat.

6. Trick. (Sachen, die zum Fenster heraushängen): Der Langfinger geht von Hof zu Hof und sucht die Fenster ab. Wäsche, Kleider Geflügel und alles, was man sonst vor das Küchenfenster hängt, bringt er an sich. (Zu Weihnachten macht er ein besonders gutes Geschäft.) Zu diesem Zwecke hat er eine zerlegbare etwa 6—8 Meter lange und 3 Zentimeter dicke Holzstange bei sich, an deren einem Ende ein scharfes Messer angebunden ist. Hiermit kann er mit Leichtigkeit alles, was er mit der Hand nicht erreichen kann, abschneiden, so daß er es nur aufzufangen braucht.

Wie man sich gegen diesen Trick schützen kann, weiß wohl jeder.

Neben diesen Gaunertricks gibt es noch zahlreiche andere, die aber zum größten Teil bekannt sind und weniger angewandt werden.

Telephonschmerzen der Japaner.

Das Telephon ist gewiß eine sehr schöne und nützliche Einrichtung, die man aber doch zuweilen, unter gewissen Umständen, sonstwohin wünscht. Besonders, wenn man immer falsch verbunden oder fünfmal hintereinander von Fräulein Mieze angerufen wird, die Herrn Meyer zu sprechen wünscht, während man doch gar nicht Meyer heißt und durchaus keine Beziehungen zu irgendeiner Mieze hat. Das liegt dann fast immer an der Nummer, die zu so vielen Verwechslungen Anlaß gibt, und ich kenne Leute, die sonst ganz friedvoll veranlagt sind, aber über ihre Telephonnummer in allen Tonarten fluchen.

Da sind die Japaner glücklicher daran. Die brauchen eine Nummer, die ihnen nicht paßt, nicht zu nehmen. Sie können sich durch Zwischenpersonen, eine Art amtlich zugelassener Makler, eine andere Nummer besorgen lassen. Die Makler haben immer eine ganze Anzahl von Nummern an der Hand und machen daraus ein Geschäft. Mitunter sogar ein sehr gutes. Der Japaner ist sehr abergläubisch. Manche Nummern, die als besondere Glücksnummern gelten, werden außerordentlich hoch bezahlt. Am begehrtesten ist die Nummer 8. Es werden Riesenpreise für sie geboten, 7000 Yen oder mehr. Eine andere Glücksnummer ist 357. Daneben gibt es wieder Unglücksnummern, wie 42 und 49. Die will natürlich kein Mensch haben. Man weiß sich aber da zu helfen. Man verteilt die Unglücksnummern einfach auf die amtlichen Stellen. Wenn man in Japan Nr. 42 oder Nr. 49 anruft, dann meldet sich fast immer die Polizei!

Die Frau als Filmdichterin.

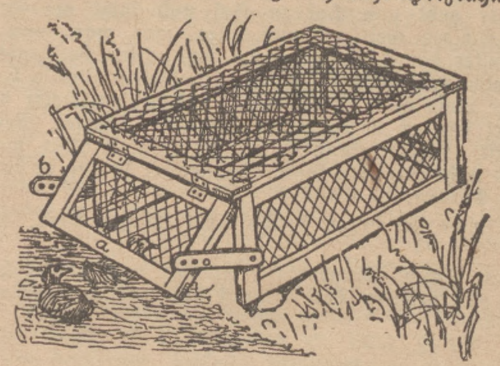
Der Metro-Goldwyn-Mayer-Regisseur Cecil B. de Mille erließ vor kurzem ein Preisausschreiben für die beste Sprechfilmidee.

Die Beteiligung war überraschend stark. Mehr als 25 000 Ideen wurden eingesandt, von denen schließlich der Vorschlag „The devasting power of gossip“ (Die zerstörende Gewalt des Klatsches) den ersten Preis von 1000 Dollar erhielt. Die Preisträgerin ist eine Frau, und es ist interessant, daß sich doppelt soviel Frauen als Männer an dem Preisausschreiben beteiligten. Der erste, zweite, vierte, fünfte und siebente Preis wurde Frauen zuerkannt, während sich die Männer mit dem dritten, sechsten, achten, neunten und zehnten Preis bescheiden mußten.

De Mille, der bereits früher zwei solcher Preisausschreiben erlassen hatte — die Frucht des einen waren „Die zehn Gebote“ — erklärt, daß die Teilnahme der Arbeiterklasse außergewöhnlich stark war und der unheilvolle Einfluß der Technik auf das Schicksal des arbeitenden Volkes sehr oft als Thema gewählt wurde. Auch die akademisch gebildeten Kreise waren unter den Einsendern stark vertreten, und zwar in nachstehender Reihenfolge: Aerzte, Anwälte, Lehrer, Architekten, Ingenieure. Während in einem im Jahre 1922 erlassenen Preisausschreiben mehr als zehn Prozent der Einsendungen die Zeichen von Unbildung aufwiesen oder unleserlich waren, trafen diese Faktoren diesmal kaum bei einem Prozent zu. Cecil B. de Mille beabsichtigt, in nicht allzu langer Zeit die Verfilmung der preisgekrönten Idee vorzunehmen.

Vorrichtung zum Füttern der Enten.

Wenn die Enten gefüttert werden, kann man oft genug beobachten, daß die jungen Tiere vom Futterplatz verdrängt werden. Durch die einfache Vorrichtung, die das Bild zeigt, läßt sich jedoch hier Abhilfe schaffen, d. h. die alten Enten können nach Belieben vom Futterplatz ferngehalten werden, wenn die jungen Tiere fressen sollen. Zu der in Rede stehenden Vorrichtung nimmt man gewöhnliche Holzrahmen, die,



mit Drahtgeflecht versehen, zu einem Käfig zusammengesetzt werden. Die eine kürzere Querwand (a) ist durch Scharniere beweglich angebracht und durch seitliche Stützen (b) verstellbar. Der geeignetste Platz für diesen Futterkäfig ist das Ufer eines Gewässers, auf welchem sich die Enten gewöhnlich tummeln. Die Klappe (a) wird dann mittels der Stützen (b) so gestellt, daß die jungen Enten noch gerade hineingelangen können, während den ausgewachsenen Enten der Zutritt versperrt bleibt.

S., Staatsförster.

Zur Heufütterung an Schafe. Das erste Heu von niedrigen Wiesen sollte nicht für Schafe bestimmt werden. Das zweite Heu (Grummet) aber ist wegen seiner würzigeren Pflanzen für die Schafe ein besonders gedeihliches Futter.

Die Behandlung von Jungfernschwärmen erfolgt in Gegenden ohne Spättracht zweckmäßig so: Man läßt den Schwarm nur ganz wenige Waben ausbauen. Am vierten bis fünften Tage hängt man ihm aus dem Mutterstocke vier reife Brutwaben und dazwischen einige leere Waben zu. Die auskriechenden Bienen pflegen die Brut; die Schwarmbienen verlegen sich alle auf das Sammeln von Honig und Pollen. Der Mutterstock wird dann sofort in zwei oder drei Teilen mit anderen schwächeren Völkern vereinigt.

Frau Marie rückt mit dem Glasauge des Mannes aus.

In Chicago lebt Herr Harry Cantrell, der von Natur ein freundlicher, ja sogar humorvoller Mann sein soll. Eins konnte er nur nicht vertragen. Und das war der Durst seiner Ehefrau Marie, der nach seiner Ansicht über das normale Maß hinaus in die Erscheinung trat. Auch soll sie es mit der Treue nicht gar zu genau genommen haben, so daß es hier und da Grund gab, ein wenig zu poltern. Als Herr Cantrell aber eines Sonnabends sanft eingeschlafen war, nahm die liebe Gattin ein paar Kleinigkeiten in ihrer Handtasche mit, über deren Unentbehrlichkeit sich die beiden Parteien nunmehr vor Gericht streiten. Der verlassene Ehemann verlangt einen Haftbefehl. Denn unter den Dingen, die er nicht im Stich lassen will, befindet sich auch das mitgenommene Glasauge. Und die Missetat dieses Diebstahls bezeichnet Herr Cantrell, der ein freundlicher, ja sogar humorvoller Mann ist, als eine Bosheit . .

---

10 Perlen, die 25 Millionen Jahre alt sind.

Kürzlich nahmen Forscher erfolgreiche Ausgrabungen in Kalifornien vor. Dabei stießen sie auf äußerst interessante Funde, unter denen zehn Perlen waren, die über 25 Millionen Jahre alt sind. Die Untersuchung dieser fossilen Perlen zeigte, daß sie in ihrer Struktur völlig mit unserer neuzeitlichen Perle übereinstimmen, wie sie denn auch von einem Weichtier abstammen, das zweifellos mit unserer Perlauster identisch ist. Die Perlen, die sich zu einer Zeit entwickelten, als noch die Dinosaurier auf der Erde lebten, besitzen, ungeachtet der langen Jahrmillionen, während der sie in der Erde ruhten, noch immer einen schwachen Glanz. Ihre Größe schwankt zwischen einem Durchmesser von ungefähr einem halben bis dreiviertel Zentimeter. Funde fossiler Perlen sind überaus selten und wurden bisher nur einmal in England und ein anderes Mal in Texas gemacht. Alle bis jetzt gefundenen fossilen Perlen scheinen, wie die Untersuchungen erkennen ließen, derselben Zeit wie auch der gleichen Perlausterart zu entstammen.

Dürfen schwer Nervöse und erblich Belastete heiraten?

An Bestrebungen, schwer Nervöse sowie erblich Belastete am Heiraten zu verhindern, hat es nie gefehlt. Die Frage, ob die Nachkommen solcher Ehepaare auch psychopathisch erkranken oder gesund bleiben, ist von der Psychiatrie keineswegs gelöst. Da die sogenannte eugenetische Indikation zur Unterbrechung der Schwangerschaft fast in allen Staaten abgelehnt wird, so ist es nach vollzogener Ehe und bei eingetretener Schwangerschaft auf alle Fälle zu spät, einzugreifen, selbst wenn beide Eltern aus schwer belasteten Familien stammen. Man muß daher früher vorbeugen, und dies kann auf verschiedene Weise geschehen. Ein Weg ist die sogenannte Eheberatungsstelle, wo beide Teile, die eine Ehe eingehen wollen, genau auf ihr Nervensystem und ihre erbliche Veranlagung untersucht werden. Der Arzt rät in Fällen, die ihm für die Ehe nicht günstig erscheinen, von der Eheschließung ab. Mehr kann er freilich nicht tun. Wieviel Prozent der Beratungen trotz ärztlicher Warnung doch eine Ehe eingehen, entzieht sich der Kenntnis des amtierenden Arztes.

Der Wert der Eheberatungsstelle ist daher zum mindesten sehr zweifelhaft. Ein Verbot, bei gewissen Krankheiten oder bei schwerer erblicher Belastung zu heiraten, wäre besser, wird aber voraussichtlich nie erlassen werden können. Ebenso schwierig ist der zweite Weg, der aber in manchen Ländern bereits begangen wird, nämlich die Sterilisation, das heißt Unfruchtbarmachen solcher neuropathischer Individuen.

Aus aller Welt.

Begrabene Liebe. Der einheimischen Bevölkerung angehörige Polizisten in Soerabaja (Java) erstatteten kürzlich die Anzeige, daß sie nachts einen Europäer, der bloß Socken anhatte und die Schuhe in der Hand trug, im Stadtteil Gubeng von einem Haus zum anderen hätten gehen sehen. Der Mann habe sich verdächtig benommen, doch hätten sie sich nicht getraut, ihn zu verhaften, weil er einen Revolver bei sich hatte. Die Polizei stellte nun genaue Beobachtungen an, und richtig kam am nächsten Abend Punkt 11 Uhr der merkwürdige Europäer wieder auf seinen Socken und mit den Schuhen in der Hand daher und schwärmte in Gubeng von einem Haus zum anderen. Er durchstreifte mehrere Straßen, begab sich überall, wo er ein Fenster offen sah, auf das betreffende Grundstück und schaute durch das geöffnete Fenster ins Innere des Hauses. Das wiederholte sich mehrere Abende. Schließlich ersuchten ihn einige Polizisten, ihnen aufs nächste Polizeiamt zu folgen. Zuerst versuchte der Mann den Beamten einzureden, er habe sich in seiner Wohnung geirrt, aber als man ihm vorhielt, daß dieser Irrtum sich mehrere Abende hintereinander und an zahlreichen Stellen ereignet habe, erzählte er folgende komische Geschichte: Vor etwa zwei Wochen ging er abends durch Gubeng, als ein Autotaxi vorbeifuhr, in dem eine schöne Dame saß. Die Dame neigte sich aus dem Wagen und lachte ihm — er ist Marinesoldat — in liebenswürdigster Weise zu. Er war darüber glückselig und nahm sich vor, die holde Schöne näher kennenzulernen. Aber im nächsten Augenblick war das Autotaxi mitsamt seiner lieblichen Last verschwunden. Der entzückende Eindruck ließ ihn jedoch nicht mehr verwischen und raubte dem Marinesoldaten die Ruhe. Stets sah er das bezaubernde Lächeln vor sich, das ihn zu seiner Trägerin hinzog. Aber wo war sie? Er mußte sie finden. Da im Stadtteil Gubeng die Begegnung stattgefunden hatte, wohnte sie wahrscheinlich dort. Deshalb ging er nachts von Haus zu Haus und lugte durch jedes offene Fenster in die Wohnungen, in der Hoffnung, auf diese Weise seine Angebetete zu entdecken und einen Blick aus den süßen lachenden Augen zu erhaschen. Jetzt freilich muß er diese Nachforschungen, die bisher ergebnislos geblieben sind, aufgeben, da die Polizei die seltsame Neigung des Marinesoldaten seiner vorgesetzten Behörde bekanntgab, die ihn davor warnte, seine nächtlichen Spaziergänge fortzusetzen.

Fröhliche Ecke.

Der Briefträger philosophiert: Merkwürdig! Im Parterre wohnt Herr Rosenblum, im ersten Stock Herr Moritz Veilchenfeld, im zweiten Stock die Herrschaften Lilienfein, im dritten Stock die Witwe Reseda — und das ganze Haus duftet nach Zwiebeln.

Nichtraucher. Nichtraucherabteil dritter Klasse. Zwischen Dresden und Pirna. Fragt ein Reisender: „Kann man hier rauchen, Schaffner?" — „Nein!" — „Von wem stammen denn die vielen Zigarettenreste unter der Bank?" — Lächelt der Schaffner und sagt: „Von den Leuten, die nicht gefragt haben!"